

## Kapitel 9

Jörg Becker

### „Der Bart muss ab!“

#### Zur Geschlechterlogik in der Afghanistan-Berichterstattung

Die Berichterstattung über den Islam im allgemeinen und Afghanistan im besonderen kennt eine sehr dezidierte Geschlechterlogik. Für das Frauenbild galt vor dem Krieg: Verschleierung. Nach dem Krieg gilt bis auf den heutigen Tag: Strahlende, lachende Frauengesichter. Für das Männerbild galt vor dem Krieg: lange Bärte. Und nach dem Krieg gilt bis auf den heutigen Tag: Glatt rasierte Männer, die glücklich in die Kamera gucken.

Vor diesem Hintergrund muss eine Karikatur des österreichischen Karikaturisten Jean Veenenbos gesehen werden, die dieser in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (NZZ) in der Ausgabe vom 10./11. November 2001 veröffentlichte (Bild 1). Unter der Überschrift „Europas Fronteinsatz“ sieht man im Bild links eine große Figur von Uncle Sam, stehend hinter einem Friseurstuhl. Im Stuhl sitzt ein langbärtiger Mann mit Turban (offensichtlich ein Taliban), dem Uncle Sam mit einer großen Schere den Bart abschneidet. Auf der Schere kann man lesen „Made in Germany“, auf einem Parfüm-Flacon steht „Made in France“, auf dem Rasierpinsel steht „Italy“ und auf dem Rasiermesser findet man als Gravur die Schrift „GB“. Was als politische Kritik an einer als „schlaff“ empfundenen europäischen Beteiligung am Afghanistan-Krieg daher kommt, in der ein US-Amerikaner mit der Schere die grobe Drecksarbeit leistet, während die Europäer ihren Kleinkram im Friseursalon schon als „Fronteinsatz“ empfinden, steht sowohl als Karikatur als auch als Realität in einer sehr langen, Menschen verachtenden und mehr als inhumanen Tradition. Diese soll hier analysiert werden.

Zwischen den nur zwölf Haaren des westfränkischen Kaisers Karls des Kahlen (823-877) und dem Bart von Kaiser Rotbart, genannt Barbarossa (1125-1190), der in der Kyffhäuser-Sage rot wie Feuer glüht und durch einen Tisch hindurch wächst, kennt die deutsche und internationale Symbolgeschichte vielfältige Bartmotive. Und dass man im islamischen Raum „bei dem Barte des Propheten“ schwören möge, dass weiß jeder Karl May-Leser in Deutschland (May 1996, 501).

Im gesamten islamischen Bereich kommt Mohammeds Bart eine außerordentlich große symbolische Bedeutung zu.<sup>1</sup> Über diese Bedeutung schreibt der Schweizer Volkskundler Max Matter: Die symbolische Bedeutung „gilt zuerst für seinen eigenen Bart, noch erhaltenen Haaren aus dem Barte des Propheten oder was dafür ausgegeben wird. Schon bald nach seinem Tod galten Haare aus dem Bart des Propheten als wichtige Reliquien. Die osmanischen Herrscher [in Istanbul] begründeten ihren Anspruch auf die Kalifenwürde [...] über den Besitz solcher Reliquien. [...] Mohammed soll seine erste Offenbarung im vierzigsten Altersjahr gehabt haben. Daher nehmen viele Männer ab dem vierzigsten Lebensjahr ihre religiösen Pflichten ernster und lassen sich zum äußeren Zeichen ihres inneren Wandels einen Vollbart wachsen. Der Bart, so wird gesagt, erinnere einen stets daran, dass man nun ein gestandener Mann sei und sich auch dementsprechend zu verhalten habe. Der Bart ist Zeichen des Alters, und dem Bartträger ist Achtung zu zollen, er andererseits muss sich ihrer würdig erweisen“ (Matter 1992, 116ff.). In ihrem Stichwort-Artikel „Haar“ im Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ schreibt die große deutsche Orientalistin Annemarie Schimmel: „In Arabien war das Zeichen des Freien die Stirnlocke, deren Bedeutung als pars pro toto noch aus Sure 6, 13 erkennbar ist. Scheren von Haaren und Bart galt als entehrende Strafe“ (Schimmel 1986, Spalte 1). Negativ gewendet taucht das islamische Bartmotiv auch in der russischen Sprache auf: „Tschornyj“ heißt im russischen zwar nur „schwarz“, meint als umgangssprachliches Schimpfwort aber weit aus mehr, nämlich fremd, undurchsichtig, die-aus-dem-Kaukasus, Muslime, Terroristen, die Dreckigen und schließlich die Bärtigen.

---

<sup>1</sup> Vgl. <http://www.islam.tc/beard/beard.html>.

Was Annemarie Schimmel für den islamischen Raum beschreibt, gilt nicht viel anders für Bayern und Österreich. Das dort benutzte Schimpfwort „G’scherter“ (Geschorener) meint ursprünglich den Unfreien und Sträfling, die beide die Haare nicht lang tragen durften. „G’scherter Hund, g’scherter“, ist eine Beleidigung, weil damit ein ehrloser, ein rücksichtloser und zu allen Gemeinheiten fähiger Mensch gemeint ist. Der „G’scherte“ war im bayerisch-österreichischen Kulturraum gleichzeitig auch der Bauer, also der, der in der sozialen Hierarchie des mittelalterlichen Feudalismus ganz unten angesiedelt war. So teilt uns gleich zu Beginn seines sozialkritischen Versromans „Meier Helmbrecht“ (ca. 1250) dessen mittelhochdeutsch. Dichter Wernher der Gärtner mit, das Helmbrechts Haar „reide unde val“ war und „ob der ahsel hin ze tal mit lenge ez volleclîchen gie“: „Sein lockiges blondes Haar fiel über die Schultern herab“ (V. 11-13). Nach der damaligen Ordnung war das Tragen langer Haare einem Bauern verboten. Nicht nur waren lange Haare ein Privileg des Adels, deutlich klingt im „Meier Helmbrecht“ auch eine ethnische Komponente an. Mit Haartracht, Kleidung und Sprache wollte der österreichische Bauer Helmbrecht Vorbildern aus dem französischen Adel nacheifern.

Zurück zur Gegenwart. Die hinter der gegenwärtigen Afghanistanberichterstattung stehende Geschlechterlogik kannte und kennt für die afghanische Frau nur die Burka, für den afghanischen Mann nur den Vollbart. Beschrieb die Presse während des Krieges beispielsweise den Taliban-Botschafter Saif in Islamabad als „Medienstar mit Bart und Turban“ (Haubild 2001, 6), so zeigte sie nach dem Ende des Krieges Fotos von fröhlichen, entschleierte Frauen als Beleg für die Durchsetzung von Frauenrechten und Bilder aus Kabul mit lachenden bartlosen afghanischen Männern: „Frauen können wieder freier leben und sind nicht länger gezwungen, die Burka zu tragen; Männer genießen die neue Freiheit, in aller Öffentlichkeit Bärte abrasieren zu dürfen“ (Moss 2001, 35) - das meldete voller Gewissheit „Die Woche“ nach dem Krieg. Freilich stellt sich mit aller Schärfe und Dringlichkeit die Frage danach, wer wem ohne oder mit Gewaltanwendung (meistens physischer Natur) den Bart abschneidet. Eindeutig kommt eine Kultur vergleichende Geschichte des Bartabschneidens als eine fortdauernde Geschichte von Gewalt, Entwürdigung und Entrechtlichung daher. Im Vergleich zur NZZ-Karikatur von Jean Veenbos soll dieser Zusammenhang an drei Beispielen verdeutlicht werden.

### **Bartabschneiden: drei historische Vorläufer**

Ein *erster* Vergleich führt in das Russland von Zar Peter I. (1672-1725). Dessen Modernisierungspolitik im alten Russland, seine Vorliebe für Handwerk, Technik, Medizin und Wissenschaft und sein politisches Bestreben, Russland nach dem Vorbild Westeuropas zu modernisieren, fanden ihre symbolische Parallele in einer 1699 von ihm angeordneten Bartsteuer von bis zu 50 Rubel pro Jahr. Bis zu diesem Zeitpunkt galt der Bart als unmittelbare Gabe Gottes - auf allen Ikonen trugen Jesus, die Apostel oder die Heiligen stets einen Bart. Bartrasur galt als Sünde, und Gerichte bestrafte das Ausreißen von Haarbüscheln aus einem Bart härter als das Abhacken eines Fingers. Bartragen galt als Ausweis für die Recht- und Altgläubigen, als Symbol des Rückschritts. Peters Bartsteuer von 1699 änderte diese Symbolik. Wer seinen Bart behalten wollte, musste dafür zahlen; wer sich aber in aller Öffentlichkeit als glattrasiert zeigte, betonte seine Zugehörigkeit zum wissenschaftlich-technischen Fortschritt, zur westlich-europäischen Zivilisation, demonstrierte sein Privileg als freier Mann (Ratscheewa 2001). Peters Modernisierungszwang beschreibt in all ihrer Brutalität der linksbürgerliche deutsche Schriftsteller Klubund (d.i. Alfred Henschke) (1890-1928) in seiner Novelle „Pjotr. Roman eines Zaren“ (1923). Bei ihm heißt es: Peter „ließ sich durch einen Gärtner eine große Gartenschere bringen, wie man sie zum Beschneiden der Gebüsche braucht, und schnitt ihnen allen eigenhändig die Bärte, das Symbol der Bojarenschaft, ab“ (Klubund o.J., 50).

Ein *zweiter* Vergleich untersucht die historischen Hintergründe der Redensart „einen Zopf abschneiden“, also mit alten und überkommenen Traditionen brechen. Verfiel der unter dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. (1688-1740) modisch gewordene Musketierzopf unter dem Einfluss der französischen Revolution einfach der Lächerlichkeit, so war das Zopfabschneiden am Ende der Kaiserzeit in China mit erheblichen Gewaltakten verbunden. Unter den Mandschu-Kaisern, d.h. seit 1644, mussten alle chinesischen Männer die mandschurische Haartracht annehmen, den Kopf vorne scheren und das Haar des Hinterhauptes in einen langen, den Rücken herabhängenden Zopf flechten. Mit dem Ende der Mandschu-Kaiserherrschaft in China 1911 und in den dann folgenden Revolutionswirren wurden diese Zöpfe

abgeschnitten, teils freiwillig wie bei Yüan Shih-k'ai, der sich als erster Staatspräsident öffentlich und freiwillig von seinem Zopf trennte, meist aber mit ausgesprochen brutaler Gewalt (Bild 2).

Der chinesische Schriftsteller Lu Xun hat diese Wirren rund um den Zopf in seiner Erzählung des Tagelöhners „A Q[zhengquan]“ (1921) meisterhaft porträtiert: „Man packte ihn an seinem dünnen Zopf [und] knallte ihn gegen die nächste Mauer. [...] Dann zertrte er ihn am Zopf zur Mauer, um ihn wie gewohnt ein paar Mal mit dem Kopf dagegen zu stoßen. [...] Vier Hände rissen an zwei Zöpfen. [...] Am zweiten Tag hatten ein paar schlechte Revolutionäre als Unruhestifter damit begonnen, den Leuten die Zöpfe abzuschneiden. Es hieß, den Schiffer Siebenpfund vom Nachbardorf habe es so schwer erwischt, dass er kaum noch als Mensch zu erkennen sei.“

Lu Xun, genannt der Gorki Chinas, nennt Chinesen ohne Zopf - nicht ohne Grund - in einem Atemzug und gleichzeitig „Glatzkopf“, „Revolutionär“ oder „Ausländer“, und der Chinese in dieser Erzählung, der sich nach einem Auslandsbesuch schon vor der Revolution freiwillig von seinem Zopf trennte, wird der „Falsche Ausländer“ genannt. Trug jemand (mangels natürlicher Haarpracht) einen „falschen Zopf“, dann „hatte er sich als Mensch disqualifiziert.“<sup>2</sup> Der Zopf symbolisierte also die gesamte Würde eines chinesischen Mannes.

Spätestens bei der *dritten* Vergleichsebene zur NZZ-Karikatur nimmt freilich ein solcher motivgeschichtlicher Vergleich gespenstische Züge an. Als Reaktion auf die Karikatur von Jean Veenenbos veröffentlichte die NZZ am 16. November 2001 unter dem Titel „Karikatur und Menschenwürde“ einen Leserbrief von Frédéric P. Weil, Vorstandsmitglied der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ). Darin hieß es u.a.: „Diese Darstellung hat mich sehr getroffen und mich an vergangene Zeiten erinnert, in denen es nicht die Muslime, sondern die orthodoxen Juden waren, denen die Nazis in den dreißiger Jahren als Spott und als Zeichen der Demütigung die Bärte abgeschnitten hatten. Hat man nichts aus der Vergangenheit gelernt? Ist es dies, was die Amerikaner mit den Muslimen machen wollen? Und wessen Bärte werden morgen geschnitten?“ (Weil 2001, 57).

Weil formulierte noch milde und harmlos im Vergleich zur Brutalität deutscher SS-Soldaten an jüdischen Barträgern im besetzten Polen (Bild 3): Da zeigt eine „Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges“ ein Foto mit einem Bart tragenden Juden und folgender, dazugehöriger Legende: „Einen Jux wollen sie sich machen. Jude mit Bart in Flammen“ (Gaspar, o. J., 199)., da berichtet ein Smul Wasersztajin von der Ermordung der jüdischen Bevölkerung im polnischen Jedwabne im Juli von den Gräueltaten der deutschen Gestapo mit den Worten: „Alten Juden wurde der Bart verbrannt, Säuglinge wurden an der Mutterbrust getötet, Leute wurden unter mörderischen Schlägen zum Singen und Tanzen gezwungen“ (Gross 2001, 26), und schon die Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung hatte vor einigen Jahren eine Bilderserie gezeigt, auf der sich deutsche Soldaten einen Spaß machten, einem greisen Juden den Bart abzuschneiden (Hamburger Institut für Sozialforschung 1996, 186). In einigen KZs wurde jüdischen Männern der Kopf glattrasiert und sie bekamen den Befehl, sich einen Bart wachsen zu lassen.

Juden ohne Bart, das heißt „glattrasiert“, so der jüdische Schriftsteller Joseph Roth, haben sich von sich selbst entfernt, sie verleugnen ihre jüdische Herkunft. Dementsprechend beobachtete er: „[Die Gruppe] bestand aus kleinen Kaufleuten und deren Familien, nicht mehr orthodox, sondern ‚aufgeklärt‘, wie man im Osten Juden nennt, die sich rasieren lassen (wenn auch nur einmal wöchentlich) und europäische Kleider tragen“ (Roth 2008, 71).

Was die Gestapo im besetzten Polen mit jüdischen Männern und ihren Bärten begonnen hatte, führte dann die SS in den KZs fort. Über seine Einlieferung in das KZ Birkenwald berichtet Viktor E. Frankl: „Dann werden wir in einen anderen Raum getrieben. Dort werden wir geschoren; nicht nur am Schädel: kein Haar bleibt am ganzen Körper. [...] Während wir noch auf die Dusche warten, erleben wir so recht unser Nacktsein: dass wir jetzt wirklich gar nichts mehr haben außer diesen unseren nackten Körpern (unter Abzug der Haare), dass wir jetzt nichts mehr besitzen außer unsere buchstäblich *nackte Existenz*“ (Frankl 2002, 33).

---

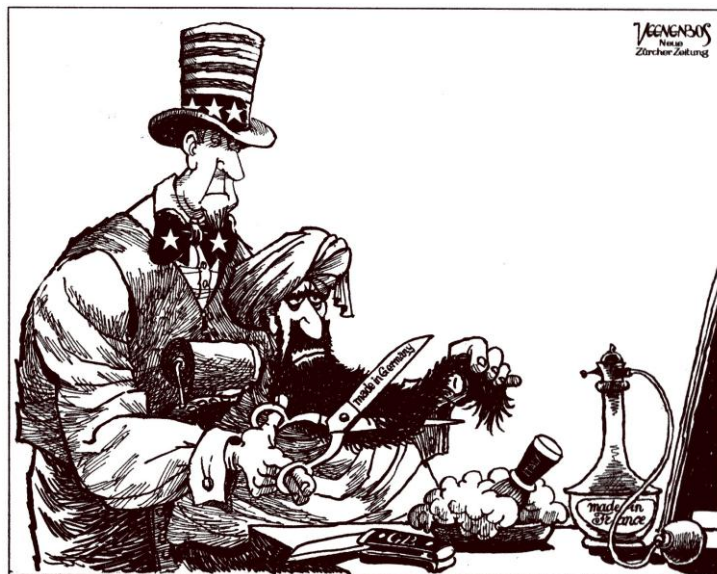
<sup>2</sup> Alle Zitate hier nach (Xun 1999).

Man sieht an dem Karikaturbeispiel aus der NZZ ein Muster, das der Vorurteilsforschung seit langem gut bekannt ist. Mögen sich auch Form und zeitliches Kolorit einer Aussage verändern, ihr Inhalt bleibt quasi a-historisch gültig: Der Bart muss ab. Sprich: Egal, ob Jude oder Muslim, religiöse Bärte sind Ausdruck des Ewiggestrigen und des Andersseins, sie müssen runter, notfalls mit Gewalt.

## Bartabschneiden und Gewalt

Das zwangsweise Entfernen von langen Haaren und Bärten hat in der Geschichte der Menschen eine eindeutige koloniale und die Menschen demütigende Tradition. Im antiken

Bild 1: Afghanistan-Karikatur von Jean Veenenbos (2001)



Europas Fronteinsatz.

Bild 2: Mit Gewalt schneiden republikanische Soldaten Mitgliedern der kaiserlichen Truppen den traditionellen Zopf ab. (1911)



Bild 3: Judenverfolgung in Polen: Einem alten Juden wird zur Belustigung von SS-Soldaten der Bart abgeschnitten. (1941)



Quelle: Eban, Abba: Dies ist mein Volk. Die Geschichte der Juden, Zürich: Droemer 1970, zwischen S. 336 und 337.

Quelle: Spence, Jonathan D. und Chin, Annping: Das Jahrhundert Chinas. München: Bertelsmann 1996, S.49.

Griechenland wurde Gefangenen und Sklaven das Haar abgeschnitten oder geschoren und somit der ganze Mensch in Besitz genommen. Nur Freie durften lange Haare tragen.

Guckt man sich in der wissenschaftlichen volkskundlichen Literatur nach Interpretationen des Motivs „zwangsweises Abschneiden von Haaren“ um, dann bieten deren Verfasser zwei Deutungen an. Zum einen gibt es den Hinweis auf das Samson-Motiv im Alten Testament. Als der übermächtige und mehr als Menschen große Riese Samson schlief, schickte Delila nach einem Mann, „der ihm die sieben Locken seines Hauptes abschöre. Und sie fing an, ihn zu zwingen; da war seine Kraft von ihm gewichen“ (Buch Richter, 16.19). Zum anderen zeigt Hans Peter Duerr in seinem „Mythos vom Zivilisationsprozess“, dass der Bart und seine erzwungene Entfernung sexuell zu interpretieren sind. „Gegenüber den unmännlichen Indianern“, so zitiert Duerr Cornelius de Pauw von 1768, „seien die bärtigen Europäer wahre Satyrn mit strotzenden Genitalien.“ Ähnlich heiße es bei dem französischen Naturforscher Georges-Louis Leclerc Comte de Buffon 1791, daß „le sauvage est foible et petit par les organes de la génération; il n'a ni poil, ni barbe; et nulle ardeur pour sa femelle“ (Duerr 2002, 353). Das Motiv des Bartabschneidens kennt nicht nur eine sexuelle Konnotation, sondern außerdem auch eine militärische. So bedeutet das französische Wort für „Landser“ „Poilus“ die unrasierten und bärtigen Soldaten, die sich aufgrund von Wassermangel in den Schützengräben des 1. Weltkriegs nicht rasieren konnten.

Vor dem Hintergrund dieser Traditionen tritt die symbolische Bedeutung der NZZ-Karikatur deutlich zu Tage: „Uncle Sam“ kastriert einen Taliban-Krieger unter Zwang und mit Schere.<sup>3</sup> Und diese Kastrationsphantasie vollzieht sich bei allen hier erörterten Bartmotiven stets vor der Folie von Kolonialismus und Fremdherrschaft oder vor einer Dichotomie von sogenanntem Rückschritt versus Modernisierung: Slawophile, russische Altgläubige versus „Westler“ und Modernisierer wie Zar Peter I., chinesische Zopfträger versus „ausländische Glatzköpfe“, deutsche SS-Soldaten versus polnische Ostjuden, der jüdische Riese Samson versus feindliche Philister und europäische Siedler versus indianische Ureinwohner. Die „Uncle Sam/Taliban-Krieger“-Karikatur von Jean Veenenbos von 2001 passt genau in das Bild der Auseinandersetzung zwischen den USA und den islamischen Ländern: Vor dem Hintergrund der iranischen Revolution von 1979 hatte schon der Psychohistoriker Lloyd de Mause dieses Bild vor vielen Jahren analysiert. Jimmy Carters damalige Politik gegenüber Ayatollah Khomeini war von der Furcht geleitet, „in die Impotenz abzugleiten“ (Mause 1984). In der gegenwärtigen Auseinandersetzung zwischen „dem Orient“ und „der westlichen Zivilisation“ stehen also auf der einen Seite „richtige“ Männer mit Bart wie Osama bin Laden und Saddam Hussein, und da stehen auf der anderen Seite glatt rasierte und infantil gebliebene „Milch-Bubis“ wie John F. Kennedy, Jimmy Carter, Bill Clinton oder George W. Bush jr. Diese hier behauptete Infantilisierung ist freilich weit mehr als eine freche Behauptung: Sie ist ein inzwischen theoretisch wie empirisch weit verbreiteter Sozialisationstyp und Sozialcharakter in den USA (Sennett 1977, Lasch 1979, Postman 1982, Lasch 1995).

Alte Lexika wissen Bescheid um den verschütteten, symbolischen Zusammenhang von Bart und Kastration. So heißt es klipp und klar im „Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk“ von 1837: „Bart, der dem männlichen Geschlechte als Zeichen eingetretener Mannbarkeit eigenthümliche Haarwuchs an Kinn, Wangen, Ober- und Unterlippe, welcher Weibern, Kindern und Verschnittenen fehlt“ (Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk 1837, 186). Dem sekundiert das „Neueste elegante Conversations-Lexikon“ von 1843 mit folgender Definition: „Bart, die Haare am Kinn, Oberlippe und Wange der Männer, die mit der Mannbarkeit kommen und sich bei Castraten nicht entwickeln“ (Neuestes elegantes Conversations-Lexikon 1970, 24). Alte Bücher wissen nicht nur gut bezüglich der sexualen Konnotationen beim Thema Bart Bescheid, sie wissen natürlich auch sehr genau darüber Bescheid, dass der Bart ein Symbol männlicher Würde ist. So schreibt Balthasar Permoser 1714 in seinem Buch „Der ohne Ursach verworffene und daher von Rechtswegen auff den Thron der Ehren wiederum erhabene Barth“: „Wer derwegen uns den Barth ausreisset / der benimmt uns gleichsam unser Ehre und Ansehen“; [...] die Natur hat dem Mann „etliche Dinge nicht nur zur Nutzbarkeit / sondern zur Zierde gegeben / wie dem Pfauen den Schwantz / der Taube vielfarbichte Federn / und einem Manne die Brust und Barth“; „ein

---

<sup>3</sup> Und ein „Schneider mit der Scher“ begegnet uns schon im „Struwelpeter“ (1845) des Heinrich Hoffmann (1809-1894) als „kastrierender“ Bösewicht, und es ist wohl nicht zufällig, dass der österreichische Karikaturist Jean Veenenbos in seinen Karikaturen häufig das Bildmotiv einer Schere benutzt, die einen Gegenstand gewaltsam durchschneidet (vgl. z.B. <http://www.courrierinternational.com/Dessin/2002/02/05.asp>).



schöner langer Barth ist das Zeichen eines frommen Mannes“; „der lange Barth ist nicht allein ein Zeichen der Weißheit und Fürsichtigkeit / sondern auch dem Menschen eine Ehre und Ansehen verursacht“ (Permoser 1982).

## **Die Feminisierung der westlichen internationalen Beziehungen**

René König, einer der einflussreichsten konservativen deutschen Nachkriegssoziologen, lehrte in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts u. a. an der Universität Kabul. Gerade vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Afghanistankrieges ist das Afghanistankapitel in seiner Biographie „Leben im Widerspruch“ (König 1984)<sup>4</sup> nach wie vor lesenswert, bezeichnet er doch dieses Land als „das komplizierteste Land des Mittleren Ostens“. In seinem Afghanistankapitel attackiert König ungewöhnlich scharf eindimensionale Modernisierungstheoretiker wie Walt W. Rostow und Karl W. Deutsch, verwehrt sich gegen den Vorwurf des „Nativismus“ und beharrt darauf, „dass die Forschung in die Hände der Einheimischen übergehen muss.“ War es die Vorstellung der meisten damaligen Entwicklungstheoretiker, „dass eine Gesellschaft um so entwickelter sei, je ähnlicher sie der amerikanischen sei,“ so folgerten dieselben Theoretiker daraus auch, dass für die Entwicklungsländer der Aufbau einer Stahlindustrie wichtiger als die Landwirtschaft sei, dass eine Konsumgesellschaft aufgebaut werden müsse und dass schließlich ein traditionelles in ein westliches Frauenmodell umzuwandeln sei. Dieses Entwicklungsmodell war nicht nur im Westen vorherrschend, es wurde auch von vielen Menschen in Entwicklungsländern internalisiert: „Aber leider“ – so René König – „sind bereits die Mitglieder der unterentwickelten Gesellschaften von demselben Aberglauben angesteckt.“

Das Foto der afghanischen Frauen vor dem Flughafen von Kabul von 1967 bringt diese Mechanismen gut auf den entscheidenden Punkt, macht ihn visuell nach dem Motto sichtbar: „Wir Frauen in Afghanistan sind genauso modern wie ihr!“ In der Tat: Als René König in Kabul lehrte, waren 15 Prozent der Studierenden allein an der Wirtschaftsfakultät Kabul Frauen. Diese Prozentzahl war vor dem Hintergrund möglich gewesen, dass in Kabul schon 1921 die erste Mädchenschule eröffnet und im selben Jahr die erste Frauenzeitschrift gegründet worden war, dass schließlich der afghanische König Amanullah Khan während seiner Regentschaft von 1926-29 nach dem Vorbild von Kemal Atatürk<sup>5</sup> per Dekret eine „Entschleierung“ der Frauen angeordnet hatte. „Kulturblind“ – um es vereinfachend und ein wenig zugespitzt zu formulieren – konnten die sowjetischen Besatzungsbehörden genau diese formale Art von Frauenemanzipation unter dem kommunistischen Präsident Mohammed Nadschibullah zwischen 1979 und 1992 fortführen. Auch die UdSSR folgte derselben Modernisierungstheorie wie Walt W. Rostow und Karl W. Deutsch und dementsprechend kann man mit der Islam- und Medienwissenschaftlerin Sabine Schiffer ideologiekritisch formulieren, dass es der gegenwärtigen westlichen Afghanistanpolitik in keiner Form um eine Frauenemanzipation in Afghanistan geht. Denn: „Wäre es uns freilich wirklich um die Mädchen und Frauen gegangen, wie Angela Merkel nicht müde wird zu behaupten, hätte man die Russen im Land lassen können“ (Schiffer 2009). Freilich kann man denselben Sachverhalt auch affirmativ so wie Reinhard Kühnl formulieren, wenn man mit einem Hinweis auf die Frauenemanzipation die sowjetische Afghanistanintervention im Nachhinein rechtfertigt: „Wird die Einführung der Gleichberechtigung der Frau oder die Einführung der Schulpflicht in Afghanistan dadurch falsch, dass die seit Jahrhunderten in Unwissenheit und Unmündigkeit gehaltenen Massen dies nicht begreifen können und also zunächst ablehnen?“ (Kühnl 1985, 214).

Man kann sehen: Die Frauenfrage war bei einer Außensicht auf Afghanistan zwar stets – ein wenig mehr, ein wenig weniger – virulent, doch erhielt sie seit dem 9. September 2001 eine völlig neue internationale Dynamik. Bereits ein Jahr nach dem Anschlag auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in Washington legte der mächtige Council on Foreign Relations eine Denkschrift über die neuen Aufgaben der cultural diplomacy angesichts eines war on terrorism vor (Peterson 2002, Finn 2003). Auf den Punkt

---

<sup>4</sup> Wolf Lepenies (2010, 23) erinnert an dieses Kapitel mit einem Artikel in Die Welt.

<sup>5</sup> Im August 1926 hatte sich Kemal Atatürk zwar gegen die Verschleierung der Frau ausgesprochen, hatte daraus aber keine gesetzliche Vorschrift gemacht. Ein Jahr zuvor war allerdings ein Gesetz in Kraft getreten, nach dem männliche Beamte einen Hut tragen mussten und ihnen der Fes verboten wurde. Im Iran wurde der Schleier 1936 per Gesetz verboten.

gebracht, formulierte dieser Bericht die folgenden Erkenntnisse. Es gibt kein Land, in dem die USA beliebt sind. Um das zu ändern, müssen die USA mit den Mitteln der cultural diplomacy (Konferenzen, Kulturaustausch, Zeitungen, Radio, Fernsehen, Familien-Städte-, Regional- und Länderpartnerschaften usw.) in anderen Ländern bevorzugt folgende Zielgruppen ansprechen: Frauen und Jugendliche. An erster Stelle bei diesen anderen Ländern stehen arabische Länder und Länder mit muslimischer Bevölkerung (Türkei, Iran).

Das Resultat dieser Strategie lässt sich paradigmatisch an der im Afghanistankrieg inszenierten medialen Geschlechterlogik ablesen und verfolgen. Was als männliche Geschlechterlogik rund um das Motiv des Bartabschneidens exemplifiziert wurde, gilt in weitaus stärkerem Ausmaß für die mediale Inszenierung einer weiblichen Geschlechterlogik. In einer wissenschaftlich hervorragenden Arbeit haben Elisabeth Klaus und Susanne Kassel genau diese weiblich inszenierte Geschlechterlogik für die Kriegsberichterstattung der folgenden vier Kriege herausgearbeitet: Golfkrieg 1991, Bosnienkrieg 1992/95, Kosovo-Krieg 1999 und Afghanistankrieg 2001.

Die Afghanistanberichterstattung resümierend schreiben sie:

„Die Burka wird [...] zum Symbol des Irrationalen, Fremden des Islam allgemein. Im Rahmen der Kriegslogik wird das Kleidungsstück zum Kriegsargument, denn die NATO verspricht, das Land im Interesse der Frauen von den Taliban zu befreien. Drei Tage vor dem Angriff der USA auf Afghanistan zeigte der ‚Stern‘ das ganzseitige Foto einer Gruppe von burkatragenden Frauen, aus denen ein unverschleiertes Gesicht herauschaut [...]. Das Bild erscheint wie eine Verheißung: Letztlich geht es um die Befreiung der Frauen. Der erste Schleier ist gelüftet, bald werden andere folgen [...]. Der ‚Stern‘ erwähnt nicht, dass das Foto bereits am 13. November 1996 von AP verbreitet wurde. [...]

Nach dem Einmarsch der westlichen Truppen dienten, der Kriegslogik entsprechend, Bilder von entschleierten Frauen als Beleg für die Durchsetzung von Frauenrechten, ohne die

Bild 4: Afghanische Frauen am Flughafen in Kabul (1967)



Quelle: Die Welt, 28.1. 2010, S. 23.  
© picture alliance.

Bild 5: Afghanische Frau vor dem Gerichtsgebäude in Kabul (2005)



Quelle: Šlezić, Lana: Verleugnet. Frauen in Afghanistan, Heidelberg: Ed. Braus 2007, unpag. S. 7.

Bedeutung des Schleiers und die tatsächliche Situation von Frauen näher zu ergründen [...] Nach dem Sieg über die Taliban begaben sich die Medien auf die Suche nach den entschleierten Frauen. In vielen Tageszeitungen wurden kurz hintereinander zwei Bilder abgedruckt, die an den ‚Stern‘-Titel erinnern: Inmitten einer Gruppe verschleierter Frauen lächelt eine, von der Burka befreit, in die Kamera“ (Klaus und Kassel 2003, 247 ff.).

Diese Feststellung über den Symbolgehalt der Burka als Kleidungsstück einer höchst wirkungsvollen medialen Kriegslogik von 2003 hat sich heute – also sieben Jahre später enorm radikalisiert. Zu erinnern ist hier an das Burka-Verbot in Belgien und Frankreich oder auch an die sozial diskriminierenden Erfahrungen einer französischen Künstlerin, die 2009 in einem Selbstversuch vier Wochen in der Öffentlichkeit einen Ganzkörperschleier trug und anschließend darüber berichtete (Lefanc 2009). Für Deutschland sei hier – stellvertretend für viele andere Medien – auf den ästhetisch sehr anspruchsvoll aufgemachten Bildband von Lana Šlezić über Frauen in Afghanistan unter dem Titel „Verleugnet“ erinnert (Šlezić 2007). Als Signalwörter tauchen im Text auf: „Horrorfilm“, „entsetzt“, „schockiert“, „betrübt“, „Eine Frau zu schlagen, heißt, sie zu lieben“, „wie man Frauen retten kann“, „Zwangsehe“, „verbale und körperliche Misshandlung“ usw., usw. Paradigmatisch für diesen Bildband ist nicht nur der Titel „Verleugnet“, es ist besonders auch das Titelbild (Bild 5), das sämtliche Verzerrungen und Vorurteile gegenüber einer muslimischen Frau wie mit einem Brennglas vergrößert: Die Muslima in der absoluten Opferrolle – eine geballte Medienmacht hat sie dazu gemacht.<sup>6</sup> Doch – so schreibt der afghanische Sozialwissenschaftler Mohammed Daud Miraki: „Nach fünf Jahren Wiederaufbau kümmern sich afghanische Frauen eher um Essen, Gesundheit und Arbeit als um Burkas“ (Miraki 2006, 77).

Zu den medialen Wahrnehmungen und Bildern passt es jedoch hervorragend, wenn US-amerikanische Marineinfanteristinnen seit kurzem als Teil der Kampagne zur Gewinnung der afghanischen „hearts and minds“ von US-General Stanley A. McChrystal darin ausgebildet werden, sich mit afghanischen Frauen am Dorfbrunnen zu unterhalten, um heraus zu bekommen, was die wichtigsten Probleme im Dorf seien (Bumiller 2010, 2).

Zu erinnern ist an dieser Stelle nochmals an die Frau als bevorzugte Partnerin einer cultural diplomacy-Politik der Vereinigten Staaten von Amerika im sog. Krieg gegen den Terror. Sie taucht nicht nur im medialen Afghanistankrieg sowohl als Projektionsopfer als auch als Zielgruppe auf, die sich ihre mentalen Verbündeten bei westlichen Feministinnen sucht und findet (z. B. Alice Schwarzer in ihrer Islamophobie), sondern auch in vielen anderen Kriegen der jüngsten Vergangenheit. Unter Verzicht auf Einzelnachweise sei hier an den medialen Missbrauch von Mädchen und Frauen in folgenden Kriegen erinnert:

- Bosnienkrieg 1992: (gefälschte) Medienberichte über serbische Vergewaltigungslager mit geschätzten 50.000 Vergewaltigungen,
- Bosnienkrieg 1993: Veröffentlichung des (von außen gesponserten) anti-serbischen Kriegstagebuches des kroatischen Mädchens Zlata Filipović,
- Bosnienkrieg 1995: nach dem Massaker von Srebrenica entwickelt sich der Opferverband „Mütter von Srebrenica“ zu einer mächtigen anti-serbischen, bosnischen NGO,
- Kosovokrieg 1999: scheinbar authentischer Internetbriefwechsel zwischen dem albanischen Mädchen Adona (d.i. Kujtesa Bejtullahu) und dem kalifornischen Studenten Finnegan Hamill, eine PR-Aktion des National Public Radio (NPR) und des Cable News Network (CNN),
- Irakkrieg 2003: (wahrscheinlich inszenierte) spektakuläre Befreiung der US-amerikanischen Soldatin Jessica Lynch,
- Irakkrieg 2004: Folterfotos aus dem Gefängnis Abu Ghraib mit der US-amerikanischen Soldatin Lyndie England und

---

<sup>6</sup> Aus der Vielzahl feministischer Arbeiten, die sich höchst differenziert zum islamischen Kopftuch äußern, sei hier auf nur zwei verwiesen. Göle (1995) und Thurner (2010).



- Unruhen im Iran 2009: falsches Foto für die bei den Unruhen in Teheran umgekommene Dozentin Neda Soltani (Bunjes 2010, 17).

Mit anderen Worten: Die Saat des Council on Foreign Relations ist aufgegangen. Oder: Wie die Frauenfrage erfolgreich im Sinne der westlichen, speziell der US-amerikanischen, Außenpolitik instrumentalisiert wird. Oder: Wie eine gängige political correctness in Sachen Frauenfrage eine Kritik am Missbrauch der Frauenfrage erschwert. Oder: Wie man Feminismus erfolgreich in Richtung gender mainstreaming pazifiziert. Oder: Wie man mit Erfolg feministische Wissenschaft in Frauenforschung verwandelt.

Mit diesem Ergebnis, also der Instrumentalisierung der Gender- speziell der Frauenfrage für imperiale Weltmachtpolitiken, erhält eine feministische Theorie der internationalen Beziehungen, so wie sie Gert Krell hervorragend, luzide und sensibel beschrieben und analysiert hat (Krell 2004), ihre (ungewollte) „neo-realistische“ Dimension. In der Wirklichkeit der internationalen Beziehungen werden Frauen zwar weltweit integriert, aber stets ungleich – dies ist das Ergebnis der vielen Arbeiten über Globalisierung und Frauen von Christa Wichterich (2009). So setzt sich auch in der Frauenfrage ein affirmativer „Neo-Realismus“ und eben kein feministischer Ansatz in den internationalen Beziehungen durch, ein Ansatz freilich, der die Zuordnung „Theorie“ in Gert Krells Übersicht über Theorien in der Lehre der internationalen Beziehungen deswegen nicht verträgt, weil Affirmation eben keine Theorie ist, sondern die wissenschaftlich (positivistisch) konstruierte Verdoppelung von realer Herrschaft des Menschen über Menschen.

## Literaturangaben

- Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. 1837. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Erster Band: A-E, Leipzig: Brockhaus.
- Bumiller, Elisabeth. 2010. USA schicken Frauen an die Front. Teams der Marines suchen Kontakt mit weiblichen afghanischen Dorbbewohnern, in: Zeit-Fragen, 22. März 2010, S. 2 [Übersetzung aus der International Herald Tribune vom 8. März 2010].
- Bunjes, Miriam: Das falsche Bild von Neda, in: Menschen Machen Medien, Nr. 3/2010.
- Duerr, Hans Peter. 2002. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Band 5: Die Tatsachen des Lebens, Frankfurt: Suhrkamp.
- Finn, Helena K.: The Case for Cultural Diplomacy: Engaging Foreign Audiences, in: Foreign Affairs, November/December 2003.
- Frankl, Viktor E. 2002. ... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. 22. Aufl., München: dtv.
- Gaspar, Andreas u.a. o.J. Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges. Die tausend Jahre von 1933 - 1945. In Fortsetzung der von Magnus Hirschfeld verfassten „Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges“. 2., neubearb. Aufl., Hanau: Komet-Service im Schustek Verlag.
- Göle, Nilüfer. 1995. Republik und Schleier, Berlin: Babel.
- Gross, Jan Tomasz. 2001 Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne. Mit einem Vorwort von Adam Michnik, München: Beck.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.). 1996. Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944. Ausstellungskatalog, Hamburg: HIS Edition.
- Haubold, Erhard. 2001. Medienstar mit Bart und Turban, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. November, S. 6.
- Klabund: Pjotr. Roman eines Zaren, Leipzig: Insel-Verlag, o. J.

- Klaus, Elisabeth und Sussanne Kassel. 2003. Frauenrechte als Kriegslegitimation in den Medien, in: Eckstein, Kirstin, Julia Neissl, Sivia Arzt und Elisabeth Anker (Hg.), Männerkrieg & Frauenfrieden. Geschlechterdimensionen in kriegerischen Konflikten, Wien: Promedia.
- König, René. 1984. Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie, Frankfurt: Ullstein, S. 247-277.
- Krell, Gert. 2004. Stichwort Feminismus, in: Weltbilder und Weltordnung. Einführung in die Theorie der internationalen Beziehungen. 3., erw. Aufl., Baden-Baden: Nomos, S. 311-343.
- Kühnl, Reinhard: Zur Dialektik von Eroberung und Befreiung, in: Garber, Jörn und Schmitt, Hanno (Hg.). 1985. Die bürgerliche Gesellschaft zwischen Demokratie und Diktatur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Walter Grab, Marburg: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft.
- Lasch, Christopher. 1979. The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations, New York: Norton & Co.
- Lasch, Christopher. 1995. The Revolt of the Elites and the Betrayal of Democracy, New York: Norton & Co.
- Lefranc, Bérengère. 2009. Un voile. Un certain moi de juin, Paris: Michalon Éditions.
- Lepenies, Wolf. 2010. Modernisierungshektik am Hindukusch, in: Die Welt, 28. Januar, S. 23.
- Mause, Lloyd de. 1984. Reagans Amerika. Eine psychohistorische Studie. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Freund und Klaus Theweleit, Basel und Frankfurt: Stroemfeld/Roter Stern.
- Matter, Max: „Beim Barte des Propheten“. Gedanken zur Bedeutung der Haare in der türkischen Gesellschaft, in: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Nr. 29/1992, S. 116ff.
- May, Karl. 1996. Im Lande des Mahdi I, Zürich: Haffmanns Verlag [Erstveröffentlichung 1891/92].
- Miraki, Mohammed Daud. 2006. Afghanistan. After „Democracy“. The untold story through photographic images, Chicago: Selbstverlag.
- Moss, Stephen. 2001. Die Party nach der Stille. Die Taliban gehen, die Musik kehrt zurück, in: Die Woche, 23. November, S. 35.
- Neuestes elegantes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. 1970. Herausgegeben im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten anno 1843. Durchgesehene und illustrierte Neuauflage von Werner Lenz, Gütersloh: Bertelsmann Lexikon-Verlag.
- Permoser, Balthasar: Der ohne Ursach verworffene und daher von Rechtswegen auff den Thron der Ehren wiederum erhabene Barth, bey jetzigen ohnbärtigen Zeiten sonder alle Furcht zu männiglichem Wohl und Vergnügen ausgefertigt; samt Anhang und einem schönen, lustig und ausführlichen Real-Discurs von den Bärthen, Frankfurt und Leipzig 1714. Reprint, Wien: Neff.
- Peterson, Peter G. 2002. Public Diplomacy and the War on Terrorism, in: Foreign Affairs, September/October.
- Postman, Neil. 1982. The Disappearance of Childhood, New York: Delacorte Press.
- Ratscheewa, Elena. 2001. Hymne auf den russischen Bart, in: <http://www.mdz-moskau.de/Feuilleton/2001/10/12/14.39.29.htm>.
- Roth, Joseph. 2008. Juden auf Wanderschaft [Original 1927]. 2. Aufl., München: dtv.
- Schiffer, Sabine. 2009. Kulturkampf als Mittel der Kriegspropaganda?, in: [http://www.medienverantwortung.de/wp-content/uploads/2009/07/20091206\\_IMV-Schiffer\\_Kassel-Vtr-korr.pdf](http://www.medienverantwortung.de/wp-content/uploads/2009/07/20091206_IMV-Schiffer_Kassel-Vtr-korr.pdf).
- Schimmel, Annemarie. 1986. Haar, in: Religion in Geschichte und Gegenwart. Dritter Band, 3. Aufl., Tübingen: Mohr, Spalte 1-2.
- Sennett, Richard. 1977. The Fall of Public Man, New York: Alfred Knopf.

- Šlezić, Lana: Verleugnet. Frauen in Afghanistan, Heidelberg: Ed. Braus 2007.
- Thurner, Ingrid. 2010. Der Stoff, aus dem Vorurteile sind, in: Die Presse. Spectrum, 16. Januar, S. I-II.
- Weil, Frédéric P. 2001. Karikatur und Menschenwürde, in: Neue Zürcher Zeitung, 16. November.
- Christa Wichterich. 2009. gleich, gleicher, ungleich. Paradoxien und Perspektiven von Frauenrechten in der Globalisierung, Sulzbach: Helmer.
- Xun, Lu. 1999. Die wahre Geschichte des Herrn Jedermann, in: ders.: Applaus, Zürich: Unionsverlag, S. 104-164.

Quelle: Becker, Johannes M. und Wulf, Herbert (Hrsg.): Afghanistan: Ein Krieg in der Sackgasse, Münster: Lit-Verlag 2010, S. 197-215.